Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 31

Artikel: Psyche

Autor: Storm, Theodor

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640210

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 31 — 1918 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 3. August

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Eidgenossenschaft.

Von Gottfried Keller.

Wie ist denn einst der Diamant entstanden
Zu unzerstörlich alldurchdrungner Einheit,
Zu ungetrübter, strahlenheller Reinheit,
Gefestigt von unsichtbaren Banden?

Wenn aus der Völker Schwelen und Versanden
Ein Neues sich zu einem Ganzen einreiht,
Wenn Freiheitslieb' zum Volke dann es einweiht,
Wo Gleichgesinnte ihre Heimat fanden:

Wer will da wohl noch rütteln dran und feilen?
Zu spät ihr Herrn! schon ist's ein Diamant,
Der nicht mehr ist zu trüben und zu teilen!

Und wenn, wie man im Edelstein erkannt,
Darin noch kleine dunkle Körper weilen,
So sind sie fest umschlossen und gebannt.

Psyche.

1

Novelle von Theodor Storm.

Es war an einem Vormittage im August, und die Sonne schien; aber das Wetter war rauh, der Wind kam hart aus Nordwest und Wind und Flut trieben ungestüm die schäumenden Wellen in den breiten Meerearm, der zwischen zwei Deichen*) von draußen an die Stadt hinanführte. Die Brettergebäude der beiden Badeflöße, welche in einiger Entfernung voneinander am Ufer angekettet lagen, hoben und senkten sich; im Binnenlande würde man wohl von einem Sturm gesprochen haben, und selbst hier an der Küste schien dieselbe Ansicht zu herrschen, denn der sonst so belebte Badeplatz war heute gänzlich leer. Nur dort vor dem Schuppen, der auf dem Vorlande neben dem der Stadt am fernsten Floße lag, stand die knochige Gestalt der alten Badefrau; die langen Bänder ihres großen verschossenen Taffethuts flatterten knitternd in der Luft, den Friesrock hielt sie sich mit beiden Händen fest. Sie hatte nichts zu tun; Badekappen und Handtücher der Damen und Kinder lagen drinnen im Schuppen ruhig in ihren Fächern. „Ich geh' nach Haus," sagte sie bei sich selber; „'s kommt niemand in dem Mordwetter."

Sie haschte ihre Hutbänder, die ihr über die Augen flogen, und sah am Deich entlang nach der Stadt hinab. Die Schafe, welche auf dem Vorlande angetüdert waren, hatten, soweit die Stricke reichten, sich gruppenweise mit dem Rücken gegen den Wind gestellt; sonst war nichts zu sehen. — — Aber doch! Dort auf dem Deiche kamen zwei Männer angegangen und stiegen dem nächsten Badefloße gegenüber, das der Uferbeschaffenheit wegen der Männerwelt hatte überlassen werden müssen, an der Außenseite des Deiches herab; ihre Leintücher, die sie mit sich führten, ließen sie dabei mit erhobener Hand über ihren Köpfen fliegen; ihre jugendlichen Stimmen, ihr helles Lachen konnte nicht zu der Alten dringen, denn der Wind nahm es ihnen vom Munde und verwehte es in der Richtung nach der Stadt zu.

„Hätten auch zu Haus bleiben können," brummte die Alte, als sie die beiden in eine der Türen des Badefloßes hatte verschwinden sehen; „aber 's kümmert mich nicht; ich geh' nach Haus!" Sie holte eine große tombakne Taschenuhr hinter ihrem Gürtel hervor und zählte mit den Fingern die Zahlen auf dem Zifferblatt. „Es könnt' nur eine kommen bei dem Unwetter, aber ihre Zeit ist schon vorüber; die Flut muß bald eine halbe Stunde stehen, und die, die kann schon immer nicht 'nmal das erste Wasser abwarten."

Schon hatte sie die gegen Norden nach dem Deiche zu befindliche Tür des Schuppens in der Hand, als sie bei

*) Deiche: Hohe Dämme, die das Land vor Sturmfluten schützen.

einem Blick, den sie noch zur Stadt hinüberwarf, mit beiden Händen an ihren Taffethut fuhr. „Heilige Mutter Maria!" rief sie; „man könnte katholisch werden! Da kommt ein Frauenzimmer, da kommt sie!"

Und wirklich, es war ein Frauenzimmer, das dort auf dem Deiche von der Stadt herkam; es war sogar ein Mädchen, ja, es war nur eine Mädchenknospe; und sie kam rasch trotz Wind und Wetter näher. Der flache Strohhut war ihr längst vom Kopfe gerissen, und sie trug ihn am Bande in der Hand; den Knoten des sonnenblonden Haares hatte der Wind gelöst, daß es frei von dem jungen Nacken wehte; immer rascher ging sie und ihre dunkeln Augen spähten in die Ferne. Als sie die knochige Gestalt der Alten, die noch immer vor dem Schuppen stand, erkannt hatte, flog sie an der Seite des Deiches hinunter und dann über das Vorderland zu ihr hinüber. „Kathi," rie sie, „Kathi, ich konnt' nicht eher kommen; ich fürchtete schon, du seist nach Haus gegangen!"

„Ja, ja," murmelte die Alte; „wär' ich nur so klug gewesen!"

„Kathi! Nicht brummen!" Und während sie drohend den Finger gegen die Alte erhob, schaute sie ihr fast zärtlich in die Augen.

„Aber 's geht ja doch nicht, Frölen!" meinte noch einmal die Alte, indem sie dem Mädchen das blonde Haar von der Stirn zurückstrich.

„Aber es geht erst recht, Kathi! Heute gibt's hier weder Wickelkinder noch alte Tanten; ganz allein hab' ich heut' das Reich, ich und über mir die Vögel in der Luft! Sieh nur da die schöne Silbermöve! Hurra, Kathi, 's wird 'ne Lust!"

„Ja, ja, Frölen, selbst das Vogelzeug fliegt heut' ans Land."

„Oder vielmehr, sie werden vom Wind dahingeworfen! Aber ich, Kathi; so etwas lasse ich mir nicht gefallen!"

Die Alte sah sie voller Staunen an. „Aber, Kind, so sehen Sie doch nur, das Floß wippelt ja wie ein Schaukelpferd; der Weg dahin ist fußtief unter Wasser!"

Die junge Dame hob sich auf den Zehen und blickte zum Strand hinab. „Freilich," sagte sie, lustig nickend, „ich muß mir Schuh' und Strümpfe in deinem Schuppen ausziehen."

In der Abteilung desselben, welche die beiden jetzt betraten, sah es in diesem Augenblicke wohnlich genug aus. Freilich waren auch drinnen nur die nackten Bretterwände; aber der Tür gegenüber stand eine mit bunten Polstern belegte Ruhebank, an der einen Seite befand sich neben den Fächern für die Badeutensilien ein mit braunen Kaffeekännchen, Dosen und Tassen besetztes Regal, und durch das der Stadt zu gelegene kleine Fenster schien die Mittagssonne und erwärmte und erleuchtete den ganzen Raum.

„Hm," sagte das Mädchen und nickte lächelnd nach dem Regal hinauf, „die Frau Kammerrätin und die Frau Kriegsrätin und die Frau Baronin, die haben alle die Schlüssel zu ihren Kaffee- und Zuckerdosen in ihren Taschen; schau nur, da baumeln allenthalben die Vorhängeschlösser; da können wir nicht daran, Kathi."

„Aber Frölen, Sie trinken ja doch keinen Kaffee nach dem Bade, wie die drei alten Damen."

„Nein, ich nicht, Kathi; aber du, wie bekommst du denn deine Tasse?"

„Ich, Frölen? Ich hab' zu Haus meinen Zichorie; dann kriegt der Kater auch sein Teil."

Die Mädchenknospe aber langte in den Schlitz ihres Kleides und legte gleich darauf zwei zierliche Papierdüten auf den unter dem Tassenregal stehenden Tisch. „Mokka," sagte sie feierlich, „und — feinste Raffinade! Mama hat's mir eigens für dich eingewickelt; sie wußte wohl, daß du für mich allein heut' Wache stehen müßtest. Und nun zünd' dir die Spritmaschine an und koch' dir deinen Kaffee, und — deinen Kater laß ich grüßen!"

Sie hatte sich aufs Sofa gesetzt und begann sich Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Die alte Frau stand vor ihr und sah sie zärtlich an; aber sie dankte ihr nicht mit Worten, sie sagte nur: „Mama vergißt mich nicht," und nach einer Weile: „Aber, Frölen, wollte denn Mama Sie gehen lassen?"

„Mich gehen lassen? — Mama ist nicht so ein Hasenfuß wie du! Sollt'st dich schämen, Kathi, so ein langer Kerl, wie du bist!"

„Ja, ja, Frölen, ich streit' auch nicht. — Ich vergeß es nimmer — da ich Kindsmagd bei Ihrem Großvater, beim alten Bürgermeister war — die Angst, die ich oftmals ausgestanden; die Frau Mama — sie wird's mir nicht verübeln — war dazumalen grad nicht anders als wie das junge Frölen heute!"

Das junge Frölen hatte die nackten Füßchen zu sich auf die Sofakante gezogen und ließ sich behaglich von dem warmen Sonnenschein beleuchten. „Erzähl's nur noch einmal, Kathi!" sagte sie.

Die Alte hatte sich neben sie auf das Sofa gesetzt. „Ja, ja, Frölen; ich hab's Ihnen schon oft erzählt. Aber ich seh' sie noch immer vor mir, die Frau Mama; will sagen, das acht- oder neunjährige Dingelchen. Ebenso schöne gelbe Haare wie das Frölen!"

„Gelbe, Kathi! — Dank' dir auch vielmals!"

„Sind sie nicht gelb, Frölen? — Nun, aber schön sind sie doch?"

„Ja, Kathi! Aber Mama ihre sind noch heut' viel schöner als meine. Nicht wahr? Sie trug sie immer in zwei langen, dicken Zöpfen?"

Die Alte nickte. „Und wie die flogen, wenn sie lief und sprang!"

„Aber, Kathi, ging sie denn niemals ordentlich, so wie ich und andere Menschen?"

„Das Frölen meint, so wie vorhin den Deich herunter?" Und die Alte streichelte mit ihrer zarten Hand den Kopf des schönen Mädchens, das lachend zu ihr aufblickte. „Ja, ja, es hat richtig genug nachgeerbt! — Aber einmal, eines Morgens, da ging's mit dem Springen noch nicht hoch genug! Auf der sieben Fuß hohen Gartenmauer saß das Dingelchen mit ihrem Lehnstühlchen, mit ihrem Kindertischchen und ihrem ganzen Puppenservice darauf. An der Mauer stand ein alter krummer Syringenbaum; daran hatte sie das alles hinaufgearbeitet und sich selber auch; und nun saß sie da wie in 'ner Laube, mitten zwischen all den Blüten, die just damals aufgebrochen waren."

— Die Mädchenknospe neckte ihre alte Freundin nicht mehr; nicht nur die kleinen Ohren, auch der geöffnete Mund und die dunkeln Augen schienen die Geschichte mitanzuhören. —

„Ich war die Kindsmagd für das jüngere Schwesterchen, für die Frau Tante Elsabe," fuhr die Alte fort; „ich sollt' wohl auch nach der Mama sehen; doch wer konnt' allzeit den Wildfang hüten? Und das Stück Mauer war ganz unten in dem großen Garten, wo nicht alle Tage einer hinkam. — Aber heute, just da das Spiel am schönsten war, mußten wir nun doch dahinkommen; der Herr Bürgermeister hatte noch seinen geblümten Schlafrock an und die Zipfelmütze auf dem Kopfe. Er war immer ein leutseliger Herr gewesen. „Komm, Kathi," rief er; „nimm die kleine Elsabe auf den Arm; ich will euch mein Ranunkelbeet da oben an der Mauer zeigen!" — — Aber, was sahen wir, Frölen, was sahen wir!" — Das Frölen nickte. — „Da saß das feine Dingelchen auf der halsbrechenden Mauer, wie die Prinzeß im Kinderdöntje, und die Blumen hingen um sie herum; sie rührte eben mit einem Löffelchen in der kleinen Tasse, die sie in der Hand hielt, und brachte sie dann an den Mund, als wenn sie wirklich tränke, und nickte ihrer großen Puppe zu, die auch, in einem Korbstühlchen, ihr gegenüber an dem Tische saß. — Es schlug mir durch die Glieder; ich hätte bald das Tantchen Elsabe aus meinen Armen fallen lassen, und dem Herrn Bürgermeister stiegen die Haare und die Zipfelmütze in die Höhe; da stand er in seinem schönen Schlafrock und wagte weder A noch B zu sagen. — Doch nun war sie uns gewahr geworden: „O Papa! — Papa und Kathi!" sagte sie erstaunt und drehte ganz zierlich das Hälschen zu uns hin. — Aber Papa winkte nur stumm mit seinen Händen. — „Was soll ich, lieber Papa? Soll ich zu dir hinunterkommen? — Gleich, gleich! Aber dann fang, Papa!" — Und eh' wir's uns versahen, warf sie dem Herrn Bürgermeister alle ihre Puppentäßchen und Löffelchen zu, und er sagte gar nichts und suchte sie nur, so gut er konnte, einzufangen. Und dann, als das Tischchen leer war, nahm sie ihre Puppe in den Arm, ging wie ein Seiltänzer ein paar Schritte auf der runden Mauer hin, und — Herr Jesus! ich und der Herr Bürgermeister und das Tantchen Elsabe schrien alle miteinander auf — da flog der kleine Unband mit der großen Puppe selbst herab und mitten in des Herrn Bürgermeisters Ranunkelbeet hinein!"

Die Augen des jungen Mädchens glänzten. „Weißt du, Kathi," sagte sie, „Mama muß reizend gewesen sein! Hätte ich sie so nur einmal sehen können! — Meine Mama ist noch reizend und jung, Kathi! Ich glaub', sie könnt' noch heute von der Mauer springen."

Die Alte schüttelte den Kopf. „Was das Frölen für Gedanken hat! Aber freilich, dazumalen gab's Tag für Tag was Neues mit dem hübschen Kindchen."

Sie hatte eben zu weiterem Erzählen die Hände übers Knie gefaltet, als die Tür des Schuppens von einem Windstoß aufgerissen wurde; ein vorbeifliegender Brachvogel stieß seinen weithinhallenden Schrei aus; vom Ufer herauf konnte man das Wasser klatschen hören.

Aus Niklaus Manuels Totentanz: Wahrscheinlich die Frau des in der Schlacht von Pavia 1525 gefallenen Hans v. Diesbach, eine geborne Jeanne de Refuge.
(Aus v. Rodts Bern im XVI. Jahrhundert.)

Die leichte Gestalt des Mädchens stand plötzlich hoch aufgerichtet vor der Alten. „Oh, du betrügerische Kathi," rief sie und hob drohend ihre kleine Faust; „nun merk' ich's erst, du wolltest mich hier fest-erzählen, bis deine große Tombakuhr auf eins marschierte und ich dann zu Mama nach Hause müßte! Aber diesmal, Kathi!" — — Noch einen anmutigen Knix vor der Alten und schon war sie draußen und machte mit den kleinen Händen eine Schwimmbewegung in die Luft.

Die Alte war mit hinausgelaufen; aber sie sah ihr Spiel verloren. „Nur ums Himmels willen, Kind! Sie wollen doch heut' nicht aus dem Floß hinausschwimmen?"

„Und warum nicht, Kathi? Du weißt ja, ich versteh's! Und ich sag dir, es wird 'ne Lust!

Der Fisch und der Vogel,
Der Wind und die Wellen
Sind alle meine Spielgesellen!"

Und singend schritt sie über das grüne Vorland zum Ufer hinab, den schönen Kopf dem Winde zugewandt;

Aus Niklaus Manuels Totentanz: Dr. Valerius Anshelm, Schulmeister 1505—09, Stadtarzt 1509—25, Verfasser der berühmten Stadtchronik, gest. 1546.
(Aus v. Rodts Bern im XVI. Jahrhundert.)

über den nackten Füßchen flatterte das leichte Sommerkleid.

Kopfschüttelnd ging die Alte in ihren Schuppen zurück. Strümpfe und Schühchen ihres Lieblings, die diese allerdings vor der Ruhebank hatte liegen lassen, legte sie fein beiseit; dann goß sie aus einem Kruge Wasser in einen kleinen Blechkessel und zündete die Spritmaschine an. „Das Kind wird heute auch wohl eine Tasse nehmen," sagte sie, indem sie eins der braunen Kännchen von dem Regal herabnahm und den Inhalt des Kaffeedütchens in den daraufgesetzten Trichter leerte.

Aber es ließ ihr doch keine Ruhe; ihr war wie der Henne, die einen Wasservogel ausgebrütet hat. Ein paarmal hatte sie schon den Kopf zur Tür hinausgestreckt; jetzt lief sie vollends an den Strand hinab. Der Steg zum Badefloß war völlig überschwemmt, so daß das schaukelnde Bretterhaus ohne alle Verbindung mit dem Lande schien. Weithin dehnte sich die grüne, wogende Wasserfläche; das jenseitige Vorland war so weit überflutet, daß ihre Augen nur noch undeutlich dort den grünen Ufersaum erkennen konnten. — „Frölen!" rief sie; „Frölen!"

Es kam keine Antwort, der Wind hatte vielleicht ihren Ruf verweht; aber ein Plätschern scholl jetzt aus dem Floß herauf. Und zufrieden nickend, trabte die Alte wieder in ihren Schuppen.

(Fortsetzung folgt.)

Niklaus Manuels Totentanz.

(Schluß)

Interessant ist die Geschichte des Manuelschen Totentanzes. Möglicherweise empfing der Künstler die Anregung zu seinem Werke von einem älteren, schon bestehenden Totentanz. Die Datierung der Arbeit bereitete Schwierigkeiten. Flury setzt die Entstehung fest zwischen 1517—19. Schon nach 30 Jahren war das Werk in restaurationsbedürftigem Zustande. Diese erste Restauration besorgten die Maler Jakob Kallenberg und Hans Dachselhofer. Zu gleicher Zeit mögen die Sprüche in der uns überlieferten Form entstanden sein, die den Bildern als eine Art Kommentar beigesetzt waren. Als ihr Autor gilt Meister Urban Wyß, ein ehemaliger Geistlicher, dann Predikant und Sprach- und Schreiblehrer und Schriftkünstler in Bern. Schlimme Erlebnisse machten ihn zum Feinde der Geistlichkeit. Als Beispiel für die derbe Art seiner Satire setzen wir die beiden Sprüche hin, die unter dem Bilde des Abtes stunden:

Der Tod spricht zum Apt:

Herr Apt, Ir sind gar groß und feyß,
Springend mit mir an diesen Kreyß!
Wie schwytzend Ir so kalten Schweyß!
Pfuch, pfuch, Ir lond ein großen Scheyß!

Der Apt gibt die Antwort:

Die Schlückli hannd mir so wohl gethan,
Groß Gut han ich in Henden ghan,
Zu myns Lybs Wollust han ichs gwendt,
Min Lyb wirt jetz von Würmen gschendt.

Nach der Säkularisierung des Klosters angebracht, bildeten solche Verse keinen Widerspruch zum Ort, wo die Bilder stunden. Diese selbst wurden als Satire gegen die Geistlichkeit gedeutet; wie Flury meint, mit Unrecht. Denn die freie und respektlose Behandlung alles dessen, was geistlich ist, lag im Sinne der Renaissancekunst, die der Ausdruck des damaligen frivolen Zeitgeistes ist. Eine direkte Verhöhnung der Geistlichkeit lag nicht in der Absicht des Urhebers der Bilder. Die Aebtissin ist durch Verzeichnung eines Restaurators zur schwangeren Frau gemacht worden. Erst später, wie die Reformationsbewegung in Fluß gekommen, war Manuel der grimmige Hässer der Klerisei, als den ihn uns seine Faßnachtsspiele zeigen.

Eine zweite Renovierung der Bilder geschah im Jahre 1584 bei Anlaß eines freundeidgenössischen Besuches aus Zürich. Im Jahre 1660 wurde die Kirchhofmauer „um Erweiterung der Gassen willen völlig weggetan"; mit ihr ging auch der Totentanz verloren.

Glücklicherweise hatte ihn einige Jahre vorher der fleißige Maler Albrecht Kauw, dem wir unter anderm auch eine prächtige Sammlung von Aufnahmen bernischer Schlösser verdanken, kopiert. Die Kopien sind im Historischen Museum aufbewahrt. Dort befindet sich auch eine durch Maler Wilhelm Stettler († 1708) ausgeführte Nachbildung der Kauwschen Arbeit. Wir reproduzierten einige Partien der Originalkopie mit Bildstöcken aus v. Rodts „Bern im 16. Jahrhundert" (Verlag: A. Francke). Die Klischees zu den Bildern auf Seiten 384, 385 und 397 stellte uns die Verwaltung des Stadttheaters in Zürich freundlichst zur Verfügung.